

Ein altehrwürdiger Gasthof

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 42

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Magnifico!“ trumpfte Willi auf.

Der Conciërge bedankte sich höflich und begleitete uns auf die Straße.

Als er das noch brennende Licht bemerkte, das von unserem Zimmer schwach herunterflimmerte, säufelte er zu dem sich wieder einmal den Bauch kratzenden Marcel:

„Gutes Mittel! Nur das Licht brennen lassen! Gutes Mittel!“

Herbststimmung.

Von Martin Gerber.

Nun steht mein Tal im Strahlenschein
der letzten Sommergnaden!

Kein Blütenduft
erfüllt die Luft.

Und bald wird auch am Blumenhain
die stolze Pracht gebrochen sein,
von Laub und Sturm begraben!

Doch nein! Der nahe Hornbaum
denkt nicht daran zu sterben!

Noch fühlt er Kraft
im Wurzelsaft!

Er schlummert ein zu stillem Traum;
sieht nicht, wie sich am Waldesaum
die Häupter golden färben!

Der Abend sinkt im Taleskreis,
und feuchte Nebel wallen!

Es klagt mein Herz

von Leid und Schmerz.

Noch wird es wieder Tag — ich weiß!

Und doch — dort drüben ist ganz leise
ein Blatt vom Baum gefallen!

Ein altehrwürdiger Gasthof.

In Münsingen, an der schon im Mittelalter stark begangenen Straße von Bern nach Thun, steht seit alter Zeit das *Winhus*, der jetzige „Bären“. Es ist wie der Freienhof in Thun, eines der ältesten Gasthäuser im Bernerland. Am 29. Februar des Jahres 1371 verkaufte es Katharina Schlundina in Bern mit dem Spycher, der Hoffstatt, dem Garten und der Taverne an Peter und Anna Roßmann von Diesbach. Auch in amtlichen Rechnungen aus jener Zeit



Das „Winhus“ in Münsingen.

wird dieses Wirtshaus erwähnt, zumal sich dort beim Auftritt des Schultheißen nach Thun die das Mobiliar führenden Spitalknechte verpflegen ließen. Die Prosperität des Weinhauses blieb nicht verborgen. Bald haute ein unternehmender Wirt hart daneben oder eigentlich fast „vor die Nase“ den „Leuen“, und ließ ihn mit einer Freistätte versehen. Im Jahre 1581 wollte die Regierung den Gasthof zur „Lilie“, wie damals der „Bären“ hieß, als überflüssig eingehen lassen. Aber der Wirt wußte sich mit Assistenten seiner stadtbürgerlichen Weinlieferanten so gut zu wehren, daß der Befehl unausgeführt blieb. Er und seine Nachfolger zahlten pünktlich die haftenden Abgaben und gaben zu keinen Klagen Anlaß. Erst von 1786 an ließ man den „Bären“ in Ruhe und gab ihm noch das Bäderrecht. Außer dem „Bären“ und dem „Löwen“ gab es in Münsingen noch einen „Dachsen“ und eine Schloßpinte, die auf das „Klösterli“ übertragen worden ist. Den meisten Lesern unserer Zeitung ist der „Bären“ auch aus der Zeit der Verfassungsänderung bekannt. Auf der Bärenmatte tagten am 25. März 1850 die Weißen oder Liberalen und auf der nebenanliegenden Löwenmatte die Schwarzen oder Konservativen.

Glückliche Kindheit.

Im Gespräch mit erwachsenen Menschen, die nicht immer Eltern zu sein brauchen, hört man immer zwei Lebensepochen erwähnen, denen man scheinbar nachtrauert, deren reines Glück man verloren zu haben meint: Das Glück der Kindheit und das Glück der ersten Jugendjahre.

Man hört diese Beteuerungen von dem Glück der Kindheit so oft und sie werden so bedingungslos geglaubt und nachgesprochen, daß ich doch einmal die Frage aufwerfen will, ob denn dieses vielbesungene „Glück der Kinderzeit“ auch wirklich so rein, so schön, so sorglos und so anstrengbar ist.

Ich pflege solche Menschen, welche mir von der Kindheit vor schwärmen, zu fragen, ob sie wirklich noch einmal Kind sein wollten? Denn das eine weiß ich ganz gewiß: kein einziges Kind gibt es, das nicht heiß und innig wünscht, „groß“ zu sein. Und darum möchte ich heute für die Kleinen sprechen, denen man gedankenlos ein großes „Glück“ zudichtet, für all das große Leid des Kleinsseins sie zu trösten.

Der hat sicherlich noch kein Kindlein genau beobachtet, der es nicht weiß, wie so ein Geschöpfchen, das für alle unsere Möbel, für alle unsere Werkzeuge, für alle unsere Technik tatsächlich zu „klein“ ist — sich leidenschaftlich und immer mit Mißerfolgen bemüht, es den Großen gleich zu handhaben, diese Kinder, die alles in die Hand nehmen müssen, die eine Schere erfassen und Unfug damit machen, einen Hammer und etwas zerstören — kurz, die alles wollen und nur wenig können. Sie können nur wenig, weil ihre Kraft noch schwach ist, während ihr Wille meist riesengroß über dieser Kraft steht. Und dieser Wille eines Strebenden, dieser Wunsch nach Arbeit und Geltung — wird stets von den wirklich Großen gering geachtet, belächelt und in bestem Fall mit einem freundlichen, duldben Bewundern anerkannt. Das Kind aber sieht und versteht genau die überlegene Leistung der Erwachsenen und wird fortgetrieben von dem heißen Ehrgeiz, auch „so groß und so mächtig“ zu sein wie sie.

Nun aber frage ich, ist es so arg mit diesem Glück der Kindheit? Verstehen wir unter „Glück“ wirklich die heitere, arglose, süße Vertrauensseligkeit des Kindes, in welcher es lebt — mit welcher es uns, uns Eltern, uns Großen beglückt?

Können wir es „Glück“ nennen, wenn man angespannt mit Energie und Kraft, mit Lebensfreude und Lebensmut — überall seine eigene Unzulänglichkeit erfährt, wenn man diese ganz wundervolle Lebenskraft dazu verwenden muß, sich gegen die Großen Schritt für